Nicht vergeblich gearbeitet

Missions-Erlebnisse aus Kriegs- und Friedenszeiten

v. C. Hoffmann, Missionar

Bei der immer mehr wachsenden Ausdehnung unseres Missions-Werkes in Südafrika, China und Deutsch-Ostafrika sind wir für

Gaben

zur Unterstützung desselben sehr dankbar.

Werden solche Gaben direkt an uns eingesandt, so bitten wir, sich folgender Adresse zu bedienen:

An die

Berliner Missionsgesellschaft

zu

Berlin N. O. 43.

Georgenkirchstraße 70.

No. 4878
CONTINUATION COMMITTEE
North American Section
LIBRARY
Recd MAY 1914

Missionar Hoffmann und Familie.

Nicht vergeblich gearbeitet.

Missions-Erlebnisse aus Kriegs- und Friedenszeiten.

Von

C. Hoffmann,

Missionar in Mphome-Kratzenstein, Transvaal.

Berlin NO. 43.
Buchhandlung der Berliner evang. Missionsgesellschaft.
1910.

Inhalt.

Seite

1. Die Reise ins Heidenland 7
2. Die ersten Heidenpredigten 12
3. Auf Pfaden alter Missionare 18
4. Im Trübsalsofen 21
5. Heidenchristentreue 26

2567

1. Die Reise ins Heidenland.

Anfang der 1890er Jahre hatte die Berliner Mission die Arbeit in Maschonaland aufgenommen. Die Missionare Meister und Wedepohl waren dorthin entsandt worden. Das mörderische Klima raffte aber den Missionar Meister mit Weib und Kind gar bald hinweg. Wedepohl, selbst von der Malaria dem Grabesrande nahe gebracht, sandte die traurige Botschaft von dem Tode der Missionsgeschwister an das Missionshaus in Berlin. „Sendet mir neue Brüder zur Hilfe!" bat er in seinem Briefe. Infolgedessen wurde bereits 1893 der Missionar Neitz von Transvaal nach Maschonaland versetzt. Andere Hilfskräfte sollten ihm aus Deutschland folgen. Der greise Direktor D. Wangemann nahm dazu den ältesten der Missionskandidaten in Aussicht. Eines Tages hatte er mit ihm eine kurze, aber ernste Unterredung, deren Ohrenzeuge ich sein durfte. „Willst du nach Maschonaland gehen, wenn ich dich sende?" fragte er ihn. Der ehemalige Soldat reckte sich stramm in die Höhe. Seine Augen leuchteten todesmutig wie die eines Kriegers, der in die Schlacht zieht. „Ja, ich gehe!" lautete seine kurze Antwort. Er war bereit, sein Leben für die Brüder zu lassen. Doch Gott der Herr hatte ihn trotz seiner Bereitwilligkeit für ein anderes Missionsgebiet bestimmt und gab ihm auch da Gelegenheit, seinen Glaubensmut in gar mancher Gefahr zu erproben. Anfang 1894 sollten endlich die neuen Hilfskräfte nach Maschonaland ausgesandt werden. Den Vätern der Mission standen dazu zwei körperlich allerdings nicht starke Kandidaten zur Verfügung. Sie waren deshalb besorgt, ob es nicht vielleicht vergeblich sei, die jungen Leute nach einem so fieberschwangeren Arbeitsfeld auszusenden. Aber der Hausarzt zerstreute die Bedenken. Pauli und ich wurden am 22. Mai 1894 in der Jakobikirche zu Berlin für den Dienst in Bonjai-Maschonaland abgeordnet. Heilige Begeisterung erfüllte unsere Herzen. „Wenn mich Gott der Herr nur zehn Jahre

im Fieberlande leben läßt, so bin ich doch nicht vergeblich ausgesandt!“ sprach ich zu meinen Freunden.

Wir begaben uns auf die Reise. Der Weg führte von Berlin nach Hamburg, von Hamburg nach London, von London über das Meer nach Kapstadt, von Kapstadt drei Tage und drei Nächte mit der Eisenbahn durch das europäische Südafrika nach Pretoria, der Hauptstadt Transvaals. Von hier aus reisten wir mehrere Wochen lang im großen Ochsenwagen durch Busch und Feld ins eigentliche Südafrika hinein, und zwar von Missionsstation zu Missionsstation die Vetternstraße entlang, wie wir das nannten. Die lieben Missionarsfrauen füllten uns nämlich die Wagenkisten immer wieder aufs neue für die weite Reise nach Maschonaland. In Pietersburg, einer kleinen Stadt, wo Engländer, Deutsche und Buren wohnen, hörte die Ochsenwagenreise auf. Eine schnelle Mauleselpostkutsche mit zehn Zugtieren führte uns durch Busch und Feld ins wilde Südafrika hinein. Im Galopp ging es davon. Missionar Sonntag, der eben auf seiner Station Blauberg die Schrecken eines Krieges der Buren wider die Eingeborenen durchlebt hatte, rief uns begeistert nach: „Brüder, haltet die Fahne hoch, ihr seid die Avantgarde!“

Am dritten Tage durchquerten wir den Limpopostrom. Eine Brücke war nicht vorhanden. Wir mußten die Beine hochhalten, damit das in die hohe Postkutsche hereinströmende Wasser uns nicht die Stiefel durchweichte. Den Limpopostrom überschreiten zu dürfen, war jahrelang das Ziel der Wünsche und die Sehnsucht manches Missionskandidaten gewesen. Daß es nun gerade uns beiden gestattet war, diese Grenze zwischen Transvaal und Maschonaland zu überschreiten und in das neueste Gebiet der Berliner Mission einzudringen, erfüllte unsere Brust mit Freude und Stolz. Damit unsere Begeisterung aber stets in der richtigen Bahn bliebe, schenkte uns der Herr eine ernste Tageslosung. Wir fanden sie im Losungsbüchlein der Brüdergemeine, sie lautete: „Ich will dich auserwählt machen im Ofen des Elendes. Um meinetwillen, ja um meinetwillen will ich es tun, daß ich nicht gelästert werde; denn ich will meine Ehre keinem andern lassen.“ Also ein Elendsofen wartete auf uns. Wir dachten an die Gräber der Familie Meister, an all' das Elend und den Jammer, in dem sie gestorben. Aber „vorwärts, nur vorwärts in

Die Reise ins Heidenland in der Maulesel-Postkutsche nach Maschonaland.

Gottes Namen!" riefen wir einander zu. „Kämpfet recht die wenig Jahre, eh' ihr kommt auf die Totenbahre!" Am Nachmittag erreichten wir Tuli, ein englisches Fort inmitten der Wildnis. „Wo reisen Sie denn hin, meine Herrn?" wurden wir gefragt. „Ins Land des Häuptlings Gutu"! gaben wir zur Antwort. „Wie, Sie wollen in jenem Fieberlande Ihr Leben aufs Spiel setzen"? „Jawohl, um Gottes willen"! — Ein leichter Wagen, mit acht Ochsen bespannt, fuhr vor. Die Engländer standen in der Tür des „Hotels", einer kleinen strohgedeckten Hütte, schüttelten die Köpfe und sprachen: „Vergeblicher Versuch, sie werden es nicht aushalten, these poor men — diese armen Menschen"!

Wir hörten nicht hin, sondern fuhren weiter in die Wildnis hinein, durch Busch und hohes Gras, vorüber an Palmen, durch breite Ströme ohne Brücken, Tag aus Tag ein. Da eines Nachts, — es war stockdunkel! Der Kutscher blies unausgesetzt in sein Horn. „Was blasen Sie denn in dieser Nacht so entsetzlich"? fragte ich ihn. „There are lions, gentlemen — da sind Löwen, meine Herrrn"! antwortete im reinsten Englisch der braune Ochsenpostlenker „Wir sehen ja aber nichts!" wagte ich zu erwidern. „Weils dunkel ist, mein Herr!" „Nun, woher wissen Sie denn, daß hier Löwen sind"? forschte ich weiter. „Vor vier Wochen haben Löwen gerade auf diesem Wege dreizehn Zugtiere zerrissen, mein Herr"! antwortete der Mann und erhob sein Horn von neuem. Da luden wir unsere Gewehre. Doch der Herr war mit uns. Scheu wie vor Daniel in der Löwengrube wichen die Bestien von unserer Straße zurück.

An einem andern Tage hielten wir vor einer elenden Hütte am Wege. Es war ein Pfahlbau mit zerzaustem Strohdach. Über der Tür stand mit großen Buchstaben das stolze Wort „Hotel". Etwas abseits auf einem freien Platze mitten im Gebüsch lagen vier Gräber. „Woran starben die Männer, welche da schlafen"? fragte ich den englischen Hotelier. „An Sumpffieber, mein Herr"! lautete seine Antwort. „Wohin reisen Sie denn"? forschte er dann. „Immer weiter ins Innere hinein! Wir sind Missionare!" erwiderte ich. „Wie, noch weiter ins Fieberland hinein? Poor men! — arme Menschen"! rief der Engländer unserm Wagen nach.

Nach Monate langer, beschwerlicher Reise waren wir in Viktoria,

einem Goldgräberdörfchen der Engländer, angekommen. Noch lagen fünfzig englische Meilen zwischen uns und der Missionsstation im Lande des Häuptlings Gutu. Missionar Wedepohl hatte uns zwei Pferde entgegengesandt. So legten wir den letzten Rest der Reise im Sattel zurück. „Wie wird es uns nun in diesem Fieberlande ergehen? Wird unsere Kraft ausreichen, alle Strapazen, die in diesem Klima doppelt schwer sind, zu ertragen?" Das waren die Fragen, die ein jeder heimlich an sich richtete. Aber Gottes Wort gab uns die Antwort: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig!" Wir erinnerten uns an das Gottes Wort, das uns der Onkel Bruder Paulis, Pastor Pauli, bei der Abordnung in der Jakobikirche vom Altar aus zugerufen hatte: „Harre des Herrn, sei getrost und unverzagt, harre des Herrn!" Das gab uns neuen Mut, und die helle Begeisterung für den herrlichen Missionarsberuf brach sich immer wieder von neuem Bahn. Zuletzt dem Ziele ganz nahe, gaben wir unseren Pferden einen Schlag. Sie setzten sich in Trab. Bald spitzten sie die Ohren und bliesen die Nüstern auf. Sie witterten ihren heimatlichen Stall, und im nächsten Augenblick galoppierten sie den Sandweg entlang, daß wir als noch ungeübte Reiter mit der Rechten krampfhaft nach dem Sattelknopf griffen. So gings mit etwas klopfendem Herzen und doch mit Hurra ins Land des „Königs" Gutu hinein. Mit Mut und Gottvertrauen nur wacker an die Missionsarbeit heran und das Sorgen dem Herrn überlassen, dann bleibst du im Sattel! — Auf der Missionsstation empfing uns Missionar Wedepohl. — „Du gehst nach Station Tschibi, Br. Neitz zu helfen!" sprach er zu meinem Reisegefährten Pauli, und zu mir: „Du bleibst bei mir in Gutu!" — So waren wir nun in dem uns zur Arbeit angewiesenen Heidenlande angekommen, und die Reise war zu Ende.

2. Die ersten Heidenpredigten.

Zunächst verstanden wir noch nicht, mit den Heiden zu reden, weil uns die Kenntnis ihrer Sprache fehlte. Ich fragte Missionar Wedepohl: „Wie fange ich's an, die Sprache des Volkes zu lernen?" „Hast du schon mit der Mauerkelle arbeiten gelernt?" lautete seine Gegenfrage. „Sieh, zunächst bauen wir ein Haus, damit wir ein Dach über dem Kopf bekommen!" „Ach so, die Schwarzen verstehen wohl das Mauern noch nicht?" Wedepohl lächelte. „Lieber Bruder", antwortete er, „du darfst nicht die Schwarzen in Maschonaland mit den im Süden Südafrikas wohnenden vergleichen; sie haben das Angesicht eines weißen Mannes kaum mit Augen gesehen. Von einer Mauerkelle wissen sie noch nichts!" Und so mauerten wir mit eigenen Händen. Es war ungewohnte Arbeit in heißer Tropensonne. Aber wir taten sie gern um Jesu willen. Die Eingeborenen leisteten gegen Bezahlung Handlangerdienste. Während wir mauerten, trieben wir zugleich Sprachstudien. Eine Wörtersammlung oder Grammatik gab es nicht. Deshalb mußten wir fleißig die Ohren spitzen und auf die fremden Laute lauschen. Wenn ich abends ermüdet vom Baugerüst gestiegen war und den Maurerstaub abgeschüttelt hatte, setzte ich mich sofort in meine runde Pfahlhütte an den Studiertisch. Einige Notizen, die sich die Missionare Meister und Wedepohl gemacht, bildeten meine erste Grundlage. Ich blieb bei meinen Studien, aber nie ohne Gesellschaft. Die neugierigen Eingeborenen steckten gar bald den Kopf in die Tür. Sie wollten sehen, was der neue weiße Mann eigentlich treibe. Auf meine freundliche Einladung traten sie schüchtern ein und ließen sich auf dem Lehmflur nieder. An Stühle waren sie noch nicht gewöhnt. Ich hätte ihnen auch keinen anbieten können, da ich zunächst nur einen einzigen besaß. Bald erfüllte den engen Raum jener dem Schwarzen eigentümliche Geruch, welchen Europäer anfänglich schier unerträglich finden. Und hier saßen mehr als zehn nackte Burschen in meiner

grasgedeckten Hütte. Es war mein Wohn- und Schlafzimmer zugleich. Aber ich konnte ja nachher wieder tüchtig lüften. Nur nicht die gute Gelegenheit des Sprachelernens entgehen lassen! Ich fing auch sofort damit an. „Leute, schaut her, ein niedliches Ding! Was ist das?“ fragte ich und hielt ihnen bald diesen, bald jenen Gegenstand entgegen. Der Missionsgehilfe Stefanus Makhado dolmetschte. Zwar hatte er den Boden Bonjais nur drei Wochen vor mir betreten. Aber die Sprache war seiner Muttersprache ganz nahe verwandt. Er lernte sie deshalb sehr schnell und leicht. Im Gespräch mit ihm bediente ich mich der holländischen Sprache. Ein krummes Holländisch! nannte es die alte Kati, eine frühere Burstklavin, welche Frau Missionar Wedepohl in der Küche half. Aber ich verstand es damals noch nicht besser. Doch reichte es bei reichlicher Vermischung mit deutschen Vokabeln beinahe zur Verständigung aus. Das waren meine Anfangsstudien.

Nach elf Wochen machte ich meinen ersten Predigtversuch. Den Anstoß gab mein Kollege Wedepohl. Wir saßen bei Tisch. Es war Sonnabend Abend. „Nun,“ fragte Wedepohl, „wann wirst du denn einmal deine Stimme zur Heidenpredigt erschallen lassen?“ Ich wurde verlegen. „Ich?“ fragte ich zagend. „Ja, du! Oder fürchtest du dich? Ich werde dir einen Tisch hinstellen, damit du dich festhalten kannst, wenn du stecken bleibst!“ scherzte Wedepohl weiter. „Nun!“ erwiderte ich keck, „dann könnten wir ja morgen den Anfang machen!“ „Bravo!“ rief Wedepohl lachend, „das nenne ich mutig! Mann, du gefällst mir! Fange nur tapfer an, und wenn die Heiden auch nur zwei Worte verstehen! Übung macht den Meister!“ Am folgenden Tage saßen wir unter der niedrigen grasbedachten Veranda der Hütte Wedepohls. Die Heidenpredigt sollte beginnen. Vor uns die schurzfellbekleideten Heiden. Krampfhaft hielt ich die unter saurem Schweiß ausgearbeitete Ansprache in der Hand und las sie der Versammlung vor. Ob sie vielleicht nur zwei oder drei Worte verstanden, war zunächst in der Tat ganz gleichgültig. Mein Mut war gewachsen, und ich hatte im Erlernen der Sprache einen Schritt vorwärts getan.

Bald konnte ich zur ersten Heidenpredigt ausziehen. Wir wohnten auf einem zerklüfteten, mit Bäumen bewachsenen Felsenberge. Ich ging den zwischen Felsblöcken sich hinschlängelnden geraden Weg hinab

ins Tal, den schmalen, vom Regen tief ausgewaschenen Eingeborenenpfad entlang, durch Busch und hohes Gras, bis hin zum nächsten Heidendorf. Runde Hütte an runder Hütte, so lag es vor mir, das ganze Dörflein von einem hohen Rutenzaun umgeben zum Schutz gegen die nächtlichen Angriffe der Leoparden. Die Einwohner feierten gerade ein Götterfest. Man hatte den Ruf eines Vogels vernommen: Hi! hi! hatte es geklungen. Und ein altes Heidenweib erklärte: „Das ist unser alter Vorfahr, der Gott Sitire!" Nach einer kleinen Weile warf sie die Arme in die Luft und rief laut: „Hört, ihr Söhne Sitires, wahrhaftig, der Gott ist eben in mich gefahren!" Da begann sie auch schon zu weissagen. Man brachte ihr Bier und Fleisch, und sie ließ es sich alles wohl schmecken. Von diesem ganzen Vorgange ahnte ich als junger Anfänger damals allerdings noch ganz und gar nichts. Ich sah nur die nackten schwarzbraunen Gestalten. Endlich bemerkten sie mich, liefen auf einen Haufen und hielten Rat, was bei diesem unerwarteten Besuch zu tun sei. Dann trafen sie Anstalten, mich zu empfangen. Der Dorfälteste warf sich schnell ein schmutziges blaues Tuch um die Schultern. Er wollte so hohem Erstlingsbesuch nicht ungeschmückt entgegengehen. Dann eilte er in zierlichen Bewegungen, mich zu empfangen, machte eine Verbeugung, klappte mit den Händen, wies mit der Rechten nach den paar elenden Hütten und sprach: „Tretet ein, Herr, Eure Stadt!" Mit viel Komplimenten führte er mich zur größten Hütte, verbeugte sich wieder vor mir, machte eine einladende Bewegung und sprach: „Tretet ein, Herr, Euer Haus!" Da bückte ich mich und kroch wie ein Pavian auf Händen und Füßen durch die zwei bis drei Fuß hohe Hüttentür, stieß mit dem Kopfe ein paar Mal gegen die verräucherten, mit Spinngewebe behängten Dachbalken, bis ich endlich herausfand, daß man nur in der Mitte des „Hauses" aufrecht stehen konnte. Im Halbdunkel des fensterlosen Raumes bemerkte ich nach und nach Männer und Frauen, die, von einander getrennt, an den mit Lehm verschalten Pfahlwänden entlang saßen. Sie begrüßten mich äußerst lebhaft. Denn wie der höfliche Franzose uns mit einem Comment vous portez-vous? = Wie befinden Sie sich? entgegentritt, so erkundigt sich auch der „Sohn der Wüste" im fernen Maschonaland sehr teilnehmend nach dem Ergehen des Besuchers, und zwar fragt er noch am hellen Mittag:

Ma ka vata? = Wie haben Sie geschlafen? „Ma ka vata?“ tönte es mir denn auch hier aus allen Ecken entgegen. Ich hockte mich nach dem Muster der Krähe zunächst ruhig auf die Erde nieder. „Danke, gut!“ antwortete ich dann; „habt ihr auch gut geschlafen?“ Ewo! = „Ja!“ schrien sie im Chor. „Hat dein großer Bruder (Wedepohl) auch gut geschlafen?“ Ich bejahte, und nachdem ich ihnen noch bestätigt, daß auch der Missionsgehilfe Stefanus „gut geschlafen“ habe, fing ich an — so gut ich es in der fremden Sprache schon verstand — etwas von dem zu erzählen, der gekommen ist, Sünder selig zu machen. Der Vortrag belustigte sie augenscheinlich, und zwar weil ich ein „krummes“ Tschekaranga sprach. Doch lachten sie mich nicht aus. Im Gegenteil, sie behandelten mich sehr höflich. Als ich mit der Ansprache zu Ende war, priesen sie meine „schöne“ Rede, die so großen Eindruck auf sie gemacht habe. Nun möchten sie mir aber auch eine Freude bereiten. Damit geleiteten sie mich aus der Hütte hinaus d. h. sie krochen voran, ich hinterher. Draußen standen drei Fuß hohe Trommeln. Sie wurden mit den Fäusten gerührt. Einige junge Burschen tanzten in anmutigen Bewegungen hin und her. So ehrten sie ihren Gast. Darauf empfahl ich mich und rief ihnen zu: „tschiserai henju! = lebt wohl“! Einer der jungen Männer gab mir das Geleit, indem er nach Volkssitte hinter mir herschritt. An der nächsten Biegung des Weges wollte er umkehren. „Herr,“ sprach er, als er gehen wollte, „nicht wahr, das nächste Mal bringt Ihr mir doch ein Geschenk mit?“ „Ein Geschenk?“ wiederholte ich, „was wünschest du dir denn“? „Eine Nähnadel, Herr!“ „Eine Nähnadel?“ fragte ich erstaunt und musterte den „Sohn der Wüste“ vom Scheitel bis zu den Zehen. Ich konnte wirklich nichts entdecken, das eine Nähnadel erheischen möchte. „Ja,“ sagte er mit wichtiger Miene, „ich habe mir ein Hemd angeschafft; doch ist es mir neulich leider schon wieder zerrissen! Aber ihr Weißen flickt euch ja wohl auch die zerrissenen Hemden, nicht wahr? Also bitte, das nächste Mal eine Nähnadel!“ — So endete mein Gang zur ersten Heidenpredigt.

Nach und nach lernte ich die Sprache immer besser und konnte mich neben Missionar Wedepohl bald regelmäßig an den Heidenpredigten beteiligen. Damit stellte sich aber auch das Verlangen nach „Früchten der Missionstätigkeit“ ein. Oft dachte ich auf meinen Pre-

digtgängen an die Verheißungen in den Propheten: „Die Völker werden herzulaufen, und viele Heiden werden hingehen und sagen: Kommt, laßt uns hinauf zum Berge des Herrn gehen!“ Aber die Heiden kamen nicht in hellen Haufen herbei. Vielmehr mußten wir recht sehr bitten: „Kommt doch, des großen Gottes Botschaft zu hören!“ Ja, wenn es sich um ein Stückchen Tabak oder Nähnadel oder Hemd handelte, dann kamen sie herbei. Da haben wir Missionare oft gefragt, ob denn alle Arbeit vergeblich sei und wir unsere Kraft umsonst und unnützlich zubrächten. Ich hatte diesen Gedanken wohl auch in meinen Briefen Ausdruck gegeben. Denn bald stand es in einem Berliner Missionsberichte zu lesen: „Der junge Bruder Hoffmann vermißt in Maschonaland die glänzenden Augen der braunen Leute, wie er sie im Süden Südafrikas hat schauen dürfen!“ Das war nicht ganz richtig. Denn die glänzenden Augen der schwarzbraunen Heiden vermißte ich ganz und gar nicht. Im Gegenteil, sie glänzten mehr, als es uns erwünscht war. Denn wenn wir predigten, rannen den Heiden helle Tränen die Backen herab, aber allerdings nicht aus Rührung, sondern von der Unmenge Schnupftabak, die sie alle — Männer und Frauen — zu sich nahmen. Oder wenn während der Predigt ein Heuschreckenschwarm über uns dahinging, dann leuchteten die Augen, dann reckten sie die Hälse. „Herr! der Gott, den ihr uns predigt, ist doch ein guter Gott! Seht, da schickt er uns Fleisch! Wenn die Heuschrecken in der abendlichen Kühle ermattet im Grase sitzen und nicht mehr fliegen können, dann werden wir ins Feld gehen, sie in Säcke zu sammeln! Wir kochen sie dann in Wasser ab und trocknen sie morgen früh an der heißen Sonne! Herr, Ihr wißt gar nicht, welch leckeres Mahl das ist! Welch' angenehme Abwechslung in der Zukost! Denkt an, vorgestern gab's Hirsebrei und Unkrautgemüse, gestern Hirsebrei und gebratene Raupen, heute Hirsebrei und geröstete Feldmäuse; morgen giebt's nun gebratene Heuschrecken!“ Und dabei lief dem Sprecher das Wasser im Munde zusammen. Er schnalzte mit der Zunge, als hätte er schon eine knusprige Heuschrecke zwischen den Zähnen. — So war denn unsere Arbeit anfangs scheinbar vergeblich, aber auch nur scheinbar. Denn ob es auch Jahre dauerte, bis die Leute anfingen, uns zu verstehen und höheren Gedanken Raum zu geben, es haben sich ihrer nach und nach doch eine verhältnismäßig große Zahl bekehrt.

Aber das Sumpffieber erschwerte die Missionsarbeit. Wir klagten in unsern amtlichen Tagebüchern zwar nicht darüber. In Wirklichkeit war unsere Lage oft sehr ernst. Ich erinnere mich noch genau, wie das Fieber mich im Februar 1895 recht scharf gepackt hatte. Wedepohl und der Missionsgehilfe Stefanus Makhado wechselten sich in der Nachtwache ab. Ich lag auf meinem Lager und starrte unentwegt in die Dachbalken. Etwas wie Fatalismus hatte mich ergriffen: ob Tod, ob Leben, alles gleich! Das einzige, was mich noch interessierte, war der Jahrestag des Todes meiner Mutter. Vielleicht kommt Mutter an diesem Tage und holt mich nach Hause! Dann ist alle Not zu Ende! Endlich begann die Krisis, und am Sterbetage meiner seligen Mutter konnte ich schon ein wenig lächeln. Die Lust zum Leben erwachte wieder. Nun darf ich den Heiden weiter predigen! Ich griff zum Pinsel und malte mit großen Buchstaben in griechischer Sprache an die Wand: Siehe, ich bin bei Euch! Nur einen Gedanken konnte ich nicht los werden, den an meine Braut. Ich fragte mich ernstlich, ob es wohl wirklich geraten sei, sich zu verheiraten. Sollte es im Fieberlande nicht weit richtiger sein, allein zu bleiben? Wozu das Leben eines geliebten Menschen aufs Spiel setzen? Doch nachdem ich völlig genesen war, wichen alle Bedenken, und ich warf mich auf die Arbeiten zum zweiten Examen. Ein Jahr später, 1896, reiste ich mit Pauli nach Transvaal zur Ordination und zur Hochzeit. Kaum hatten wir das englische Städtchen Bulewajo verlassen, da brach Krieg aus. Die Matebele erhoben sich in blutigem Aufruhr wider die Engländer. Wir kamen indessen noch sicher über die Grenze nach Transvaal. Dagegen durfte die uns drei Tage darauf folgende Mauleselpost das Städtchen Bulewajo nur unter Bedeckung von siebzig Soldaten verlassen. Dann hörte der Verkehr ganz auf. Überdies war Rinderpest ausgebrochen. Sie kam von Ostafrika nach Maschonaland, verheerte Transvaal und drang über den Oranje-Freistaat bis nach Kapland vor. Während Pauli und ich in Waterberg die Doppelhochzeit feierten, wurde hinter uns die Tür nach Maschonaland auf Jahre verschlossen. Das Feld unserer ersten Missionstätigkeit lag hinter uns wie ein schönes Märchen. Pauli wurde nach Natal versetzt; ich blieb in Transvaal. Da gabs eine neue Eingeborenensprache zu lernen. Aber es waren Hilfsbücher vorhanden. Ich befand mich

3. Auf Pfaden alter Missionare.

Zunächst fand ich mit meiner jungen Frau nicht, wo der Fuß ruhen konnte. Wir wurden bald hierhin, bald dorthin versetzt, auf Aushilfe „verborgt", wie jemand das treffend bezeichnete, bis der Matebelekrieg und die Rinderpest zu Ende seien und wir nach Maschonaland zurückkehren könnten. Zuletzt blieben wir aber doch in Transvaal. Die Missionsleitung hatte unsere Versetzung nach Arkona in Sekukunisland angeordnet.

Arkona ist 1877 von Missionar Mars angelegt worden. Nach ihm arbeitete dort Otto Posselt, dann Kadach. Lange Jahre hindurch wurde die Station von Eingeborenengehilfen bedient, bis Eiselen Arkona übernahm. Im Juni 1897 wurde er von mir abgelöst.

Die alte Missionsstation bot ein ganz anderes Bild als die Maschonalandstation Gutu. Dort waren wir die ersten Missionare gewesen unter Heiden, welche zum ersten Male mit dem Evangelium in Berührung traten. Hier gab es wohl auch noch Tausende und Abertausende von Heiden; aber es war doch ein altes Missionsgebiet, dessen Heiden schon lange unter dem Schall des Evangeliums standen, auch waren bereits mehrere Gemeinden gesammelt. Wir hatten auch nicht nötig, erst ein Haus zu bauen. Missionar Eiselen hatte uns ein festes Wohnhaus hinterlassen. Allerdings war auch Arkona ein Fieberland. Die Sonne brütete entsetzlich auf dem Kalk- und Kiesboden, zwischen den Dornen, Disteln, Aloes, Euphorbien, inmitten himmelan strebender Felsenberge.

Fröhlich nahm ich die Arbeit auf. Die Sprache der Bassuto Transvaals hatte ich schon einigermaßen gelernt. Ich war bereits imstande, in derselben zu predigen. Die kleine Christengemeinde bediente ich in der Kapelle. Die Heiden suchte ich in ihren Dörfern auf. Ich ging zu Fuß zu den in der Nähe wohnenden, hoch zu Roß, in Reiterstiefeln, der weißen Jacke und grauem Filzhut zu den in der

Ferne wohnenden Stämmen. Sonntags nachmittag nahm ich die Schulkinder und einige Kirchenälteste mit zur Heidenpredigt. Dieselbe verlief gewöhnlich in folgender Weise. Wir stellten uns vor dem Heidendorf auf. Die Kinder im Sonntagsstaat sangen: Reta Morena o matla le Mong oa Kchodischo d. i. „Lobe den Herren, den mächtigen." Das zog die Leute an. Hier steckte ein Neugieriger den Wollkopf aus der niedrigen Hüttentür, dort kroch schon ein schurzfellbekleideter Eingeborener auf allen Vieren aus seinem Bau. Jenes Heidenweib, das — ihr Kind säugend — hinter einem Felsen auf der Erde sitzt, fängt auch an, sich zu erheben. Sie faßt das nackte Würmchen bei der Hand und schwingt es in elegantem Bogen auf ihren Rücken, wirft das um die Hüften gebundene Schaffell über den Liebling, so daß nur das Köpfchen hervorschaut, zieht die Enden des Schaffells um die Schultern und bindet die Zipfel über der Brust zusammen. Dann kommt sie herbei. Immer mehr finden sich ein. Die Heidenpredigt beginnt. Ich erzähle ein Märchen, das ich zuvor ihren Großvätern abgelauscht. Sie nicken mit dem Kopf. Die Kinder sperren den Mund auf. Die Aufmerksamkeit ist erregt. Nun kommt die Anwendung auf den Heiland. „Ja, Mynheer, das war schön; vielen Dank!" rufen die Heiden. Dann halten auch die Kirchenältesten Ansprachen, in geschickter Weise das eben Gehörte weiter ausführend.

So predigten wir gar manches Jahr. Es meldeten sich auch Heiden zum Taufunterricht. Meist wurden die Lernbegierigen aber durch ihre bereits christlichen Angehörigen herbeigebracht. — In einigen Heidendörfern verhielten sich die Leute sehr ablehnend gegen das Evangelium, so daß ich manchmal seufzte: „Arbeite ich denn vergeblich an diesen Menschen? Bringe ich meine Kraft umsonst und unnützlich zu?" Gewiß, wenn ich zur Versammlung einlud, waren sie stets sehr höflich. Aber ich hatte immer den Eindruck, als umhüllten sie ihr Herz mit einem doppelten Panzer. Jahrelang wartete ich, ob sich nicht einer aus ihnen zum Taufunterricht melden würde. Vergeblich! Eines Tages saß ich nach der Predigt noch lange mit den Heiden im Schatten eines großen Baumes. „Sagt einmal, ihr lieben Leute, ihr habt die Predigt der Missionare nun schon so viele Jahre vernommen, wißt ihr auch, was die Gottesknechte damit bezwecken? Aber ihr nehmt Gottes Wort nicht an! Wie wird es euch

gehen, wenn's zum Sterben kommt? Glaubt ihr denn, daß der Herr euch das Tor seiner himmlichen Stadt öffnen wird?" „Ei!" antworteten die Heiden, „warum sollte uns Gott nicht in seine Stadt hineinlassen? Hast du uns nicht selbst gesagt, wir seien auch Gottes Kinder?" „Gewiß!" erwiderte ich, „das habe ich gesagt! Aber es gibt auch ungeratene Kinder!" „Jawohl, du hast recht!" sagten sie. „Aber sieh' mal, wenn wir einst vor Gottes Stadt stehen und er das Tor verschließt, dann werden wir schön bitten und sagen: Lieber Vater, wir sind zwar ungehorsame Kinder gewesen, aber vergib uns doch! Und dann wird er das Tor öffnen, und wir gehen in den Himmel ein!" „Ja," sagte ich, „aber wir müssen Gott schon in dieser Zeit suchen! Im Jenseits hilft keine Reue noch Leid mehr! Darum sucht den Heiland, so lange es heute heißt!" „Wir werden morgen zum Taufunterricht kommen!" antworteten sie im Chor. „Das habt ihr mir schon oft gesagt und seid doch nicht gekommen!" erwiderte ich. „Herr!" sprachen sie, „ist's morgen nicht, dann übermorgen oder ein andermal!" — Dies eine Beispiel zeigt, wie scheinbar vergeblich oft all mein Predigen gewesen ist. Und doch habe ich durch Gottes Gnade in rund vierzehn Jahren etwa tausend erwachsene Heiden taufen dürfen und noch viel mehr Kinder. Also doch nicht vergeblich gearbeitet! Denn die Sache ist des Herrn und das Amt meines Gottes.

Die Missionssache erfordert aber völlige Hingabe an den Herrn, ein Ausharren auch in schwerer Zeit. Das nächste Kapitel mag etwas davon erzählen.

4. Im Trübsalsofen.

In Südafrika war die Rinderpest ausgebrochen. Das Vieh wurde zu Tausenden hinweggerafft. Man grub Massengräber und warf die toten Tiere hinein, bis sich die Gräber nach und nach füllten. Das dauerte allerdings einige Tage. Unterdessen waren die Kadaver an der heißen Sonne längst in Verwesung übergegangen, und ein entsetzlicher Pestilenzgeruch erfüllte das Land. Es dauerte auch nicht lange, da war auf die Rinderpest eine fieberähnliche Krankheit der Menschen gefolgt. Weiß und Schwarz wurden ohne Unterschied davon ergriffen. Bei vielen endete die Krankheit mit dem Tode.

In Arkona, wo alljährlich schon die Malaria ihre Opfer forderte, fand die neue Krankheit einen fruchtbaren Nährboden. Die Eingeborenen, welche sonst nur vereinzelt erkrankten, lagen in Massen darnieder, und der Tod hielt eine reiche Ernte. In einem Heidendorfe blieben die Leichen unbestattet, weil es an Totengräbern fehlte. Schlichen doch die noch Überlebenden krank an Krücken umher oder lagen, selbst hilflos und dem Tode nahe in ihrer Hütte an der Erde. Die Kranken litten vielfach an großen Beulen, welche aufbrachen und entsetzlich eiterten. „Wo habt ihr denn die schrecklichen Eiterbeulen her?“ fragte ich einen Kranken. „Ach, Herr, Ihr wißt, wir schwarzen Leute genießen auch das Fleisch der an Krankheit verendeten Tiere! Wir haben daher das Fleisch der an Rinderpest eingegangenen Ochsen und Kühe gegessen!“ lautete seine Antwort. — Ich nahm mich der Kranken an, ging mit der Medizinflasche und Erquickungen in der einen, mit dem Neuen Testament in der andern Hand von Hütte zu Hütte, die Kranken zu stärken, die Sterbenden zu trösten. Aber der fortwährende Anblick all des Elends, die bleierne Hitze, welche auf der ganzen Felsenberg-Landschaft ruhte und selbst nachts keine Abkühlung zuließ, machte mich ganz elend. Ich erkrankte schwer. Eines Tages brach ich be-

wußtlos zusammen. Als ich erwachte, lag ich auf der Erde, mit einer Decke verhüllt. Neben mir saß weinend meine Frau. Sie hatte geglaubt, ich sterbe. Die Krankheit dauerte lange Zeit. Meine Frau verpflegte mich und versorgte zugleich die Eingeborenenkranken mit Medizin. Dann wurde sie selbst von schwerem Fieber ergriffen. Ihre Beine schwollen an. Unser Söhnchen lag in Fieberkrämpfen. Ein Bild des Jammers! Unter unserem Fenster zogen die Leichenzüge der Christen vorüber. Der Eingeborenenlehrer Franz Machlare beerdigte die Toten. Aus den nahen Heidendörfern her hörten wir fast täglich die Totenklage erschallen. Unsere Lage war ernst. Hilflos lagen wir da und hatten keinen Pfleger. Die Eingeborenenchristen standen noch auf zu niedriger Stufe der Kultur, als daß sie uns Weißen in Krankheitszeiten hätten von merklicher Hilfe sein können. Ferner waren sie selbst völlig niedergedrückt durch die andauernde Krankheit und den Tod in ihren eigenen Häusern. Wer sich daher von uns am kräftigsten fühlte, schlich am Stabe zur Küche, ein wenig Reis zu kochen, eine Konservenbüchse zu öffnen. So fristeten wir unser Leben. Das Schmerzlichste war, wenn Sterbende nach mir verlangten, der ich selbst schwer krank darniederlag. Von vielen Beispielen führe ich das folgende an. Ich lag eines Tages im Fieberschweiß. Da kommt der Eilbote einer Außenstation in das Schlafzimmer: „Herr, David liegt im Sterben!“ ruft er; „er verlangt nach Euch und erbittet die Versicherung, daß ihm seine Sünden vergeben seien! Erhebt Euch, Herr, besteigt Euer Pferd und reitet zu ihm!“ David war ein wegen Uebertretung des sechsten Gebots zeitweilig aus der heiligen Abendmahlsgemeinschaft ausgeschlossenes Gemeindeglied. Vor den Pforten der Ewigkeit stehend, schrie er nach Vergebung seiner Sünde. Und da lag ich, sein Seelsorger, nicht fähig, auf den Füßen zu stehen, geschweige denn ein Pferd zu besteigen und in der heißen Tropensonne meilenweit zu reiten. Doch ich fand einen Ausweg. Ich ließ mir ein Stückchen Papier reichen und schrieb an den Sterbenden folgende Zeilen: „Lieber David, ich als ein verordneter Diener der Kirche, anstatt und auf Befehl meines Herrn und Heilandes Jesu Christi, verkündige dir die Gnade Gottes und spreche dich frei, los und ledig von allen deinen Sünden im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes! Amen. „Der Bote eilte mit dem Briefe von dannen

und las ihn dem Sterbenden vor. So konnte er, mit seinem Gott versöhnt, in Frieden heimgehen. Mit den Jahren hob sich der Gesundheitszustand der Eingeborenen wieder ein wenig. Im Missionarshause dagegen suchte uns das Fieber wieder und wieder heim. Ja, in einem Jahre lag meine Frau sieben Monate hintereinander krank darnieder, daß ich oft um ihr Leben zittern mußte.

1899 brach der große Burenkrieg aus. Ganz Südafrika starrte in Waffen. Als die Nachricht von den Niederlagen der Buren auch bis zu unseren entlegenen Bergen gedrungen war, machte sich der große Häuptling Sekukuni daran, nach dem Vorbild der Weißen auch seine Stammesfehden auszufechten. Er unterjochte alle Häuptlinge, die einst seinem großen Vorfahren Sekukuni I. untertan gewesen waren. Auf unserer Nachbar-Missionsstation Lobethal, wo Missionar Paul Trümpelmann arbeitete, fanden auch mehrere blutige Treffen statt. In einer Schlacht, die für den bisherigen Sieger Sekukuni sehr unglücklich verlief, blieben über hundert Tote auf der Wahlstatt. Am Tage nach der Schlacht suchten die heidnischen Sieger nach verwundeten Feinden, welche sich in den Büschen versteckt hatten. Sie wurden in ihrem hilflosen Zustande ermordet. In der Nähe Arkonas war ein großes Heidendorf von Feinden umzingelt. Glutrot leuchtete der Nachthimmel, als die eroberten Hütten in Flammen aufgingen.

Eines Morgens saß ich am Lager meiner kranken Frau und hielt die Andacht. Ich las gerade die Losung des Tages: „Siehe, ich will eine feurige Mauer sein rings um Euch her!“ Im selben Augenblick eilige Schritte! Jemand schlägt mit der Faust gegen die Tür. Sekukuni rückt an! „O Gott“, jammerte die Kranke, erhob sich, suchte nach ihren schwarzen Kleidern und flehte mich an, doch auch meine besten Kleider anzulegen. „Wer weiß, was uns bevorsteht!“ sprach sie zitternd. Wir besaßen in jener Kriegszeit ja kaum noch gute Kleider. Die Engländer hatten den Verkehr mit den fernen Städten abgeschnitten. Meine Beinkleider waren auf den Knieen mit großen Flicken versehen. „Ziehe deine besseren Kleider an!“ drängte meine kranke Frau. Ich hatte Mühe, sie zu beruhigen. „Wenn der Feind unser Haus stürmt, stelle ich mich mit einem weißen Tuch auf die Veranda. Vielleicht läßt man mir Zeit, ein Wort zu reden,“ tröstete ich. Unterdessen eilten die Männer, Christen und

Heiden, zu den Waffen. Die Frauen bemühten sich, ihre geringe Habe zu verstecken. Zwei Stunden währte die Aufregung. Dann kamen Boten: „Es ist nicht Sekukuni! Es sind Angehörige des Dorfes, denen er in der Nacht die Dächer angezündet! Sie konnten sich nicht länger hinter ihren Schanzen halten, haben sich in der Nacht tapfer durchgehauen und ziehen jetzt — ihre Verwundeten mit sich führend — von dannen!"

Ein anderes Mal schreckten uns wieder die Buren, welche durch Arkona gezogen kamen. Die letzte Burenregierung hatte sich einige Meilen von unserer Station niedergelassen und verschanzt. Der stellvertretende Staatspräsident Schalk Burger, Staatssekretär Reitz und andere hohe Herren kehrten auf der Durchreise wiederholt in unser Haus ein. Sie blieben von unserem heidnischen Häuptling Maßemola in Arkona unbehelligt, während Sekukuni und andere Häuptlinge die Buren feindlich behandelten. Eines Tages hörte ich während einer Heidenpredigt aus der Ferne den Donner der Kanonen. Die Engländer drängten die Buren zurück. Und nun veränderte sich das Bild. Bisher hatten wir noch keinen Engländer auf unserer Station gesehen. Jetzt rückten sie an, erst einige, dann viele. „Wie wird's uns ergehen?" fragten wir bang. Die Nachricht war zu uns gedrungen, daß deutsche Missionare durch Engländer gewaltsam von ihrer Station entfernt worden seien, weil man ihnen zu große Sympathie für die Buren zur Last gelegt habe. In der Tat erschien eines Tages eine Patrouille von sechs Reitern, mich ins Lager der Engländer abzuführen. Ich berief mich aber auf einen britischen Hauptmann, einen Neuseeländer, der mich kurz zuvor besucht, und es gelang mir durch Gottes Gnade, die Gefahr abzuwenden. Der betreffende Hauptmann gab mir einige Tage später bei seinem abermaligen Besuch einen Schutzbrief. Ich sollte mich allerdings in das drei Stunden entfernte Lager des Generals bemühen, damit er das Schriftstück bestätige. Aber ich hütete mich, das zu tun. Es wäre mir ergangen wie meinem Amtsvorgänger in Mphome, Missionar Herbst, der auch ins Militärlager befohlen worden war, aber keine Erlaubnis erhielt, wieder nach Hause zurückzukehren. Es waren unruhige Zeiten. Mehrfach suchten wir in den Felsenbergen nach einem Versteck, in das wir flüchten könnten, falls es zwischen Buren und Engländern zur Schlacht

käme. Aber Gott der Herr bewahrte uns vor dem Schrecklichen. Etwas Gutes hatten die Engländer aber doch getan, sie hatten den Krieg der Eingeborenen untereinander verboten!

Noch manch aufregende Szene ereignete sich in jenen Tagen des Krieges auf unserer Missionsstation. Es ist aber viel wichtiger zu schildern, wie sich unsere Heidenchristen in allen diesen Wirren gehalten haben. Deshalb eile ich zum letzten Kapitel.

5. Heidenchristentreue.

Es sei ferne von mir, unsere Heidenchristen über die Maßen zu verherrlichen. Ich weise im Gegenteil gleich im Anfang dieses Kapitels darauf hin, daß mancher von denen, welche ich in folgenden Zeilen erwähnen werde, sich in seinem früheren Wandel nicht immer als ein guter Christ bewiesen hat. Aber zwei Dinge muß ich doch rühmlich hervorheben: das herzliche Verlangen nach Gottes Wort und die Treue, die sie an mir, ihrem Seelsorger, geübt haben in der Sorge um die Erhaltung meines Lebens. Es wird mir wahrlich nicht leicht, dies Kapitel zu schreiben. Ist es mir doch als ob durch das Erzählen der Schmelz weiche, den die Erinnerung um alle die nachfolgenden Erlebnisse gelegt hat. Aber ich glaube es der Missionssache schuldig zu sein, daß ich dennoch von der mir widerfahrenen Heidenchristentreue berichte, weil sie zeigt, daß die Mission in Transvaal gute Erfolge aufzuweisen hat.

Mehrere Tagereisen von Arkona entfernt, liegt ein Städtchen der Weißen, Leidenburg, und eine halbe Stunde zu Pferde von dieser Niederlassung die Berliner Missionsstation gleichen Namens. Der dortige Missionar Bauling hatte zwei Söhne im Burenheere. Nach dem Wort des Herrn: „Ein jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat", fochten sie für ihr Vaterland, das Land der Buren. Aber in der Gemeinde des alten Herrn Missionars lebte ein Ehepaar, das er wegen Vergehen gegen das sechste Gebot zeitweilig aus der Abendmahlsgemeinschaft hatte ausschließen müssen. Als nun die Engländer Leidenburg eingenommen hatten, verklagten diese Leute den Seelsorger und schilderten ihn als einen Burenspion. Diese Anschuldigung führte schließlich zu seiner gewaltsamen Entfernung von der Station. Man schaffte ihn nach Pretoria. Seine Familie folgte ihm. Nun lag die Missionsstation beinahe einundeinhalbes Jahr verwaist. Wer sollte die Kinder taufen, die heranwachsende Jugend konfirmieren,

die Ehen christlich einsegnen, das heilige Abendmahl reichen? Ein englischer Missionsgehilfe warb lebhaft um die Gunst unserer Christen unter dem Hinweis, daß die deutschen Missionare aus dem Lande gejagt seien. Der Häuptling, welcher trotz seines Christenglaubens dem alten Missionar wiederholt Anlaß zu Klagen gegeben hatte, schien gar nicht abgeneigt, des unlauteren Mannes Bewerbung anzunehmen. Unsere langjährige, treue, deutsche Missionsarbeit war also gefährdet. Da sandten mir die Kirchenältesten Briefe: „Komm herüber und hilf uns!" baten sie. Und siehe da, der christliche Häuptling, für sein Ansehen fürchtend, ließ mich nun ebenfalls bitten: „Komm herüber und hilf uns! Komm, ich sende dir sogar noch ein Fuhrwerk entgegen!" Aber so dringend die Bitten auch waren, so ernst hatte ich doch auch zu überlegen, ob es geraten sei, mit einer Reise nach Leidenburg mein Leben aufs Spiel zu setzen. Wir Missionare sollen ja „getrost dem Feind entgegengehen", aber uns auch nicht leichtsinnig in Gefahr begeben. Viererlei mahnte mich zur Vorsicht. Zum ersten der Tod meines Freundes und Amtsbruders Daniel Heese. Er war auf der Reise ermordet worden. Mit einem Schuß durch die rechte Hand und durchs Herz, hatte man ihn — bereits in Verwesung übergegangen — in der Nähe der Landstraße aufgefunden. Zum andern hatte ich die Engländer zu fürchten. Denn Leidenburg war zwar von den britischen Truppen besetzt, aber ringsum auf den Höhen lagerten die Buren. Wäre es mir trotzdem gelungen, wohlbehalten durch die Kommandos zu kommen, so hätten die Engländer mich für einen Burenspion gehalten, weil sie es kaum für möglich, mindestens aber für sehr schwierig ansahen, ohne bewaffnete Begleitung durch ihrer Feinde Reihen bis nach Leidenburg vorzudringen. Zum dritten mahnte mich das Verhältnis des Häuptlings zu den Buren zur Vorsicht. Obgleich er ein Christ war, focht er gegen die bisherigen Herren des Landes. Es ist nicht meine Sache zu untersuchen, wie er in diese Zwangslage geraten war. Kriegszeiten sind böse Zeiten. Wäre ich zu längerem Aufenthalt nach der Niederlassung dieses Häuptlings gereist, so hätten mich die Buren für ihren Feind angesehen. Zum vierten hatte ich auf meine Familie Rücksicht zu nehmen. Während der Reise, die Wochen, ja Monate dauern konnte, hätten Weib und Kind auf der einsamen Station allein zurückbleiben müssen, preisgegeben durchziehenden Burenhaufen oder englischen Soldaten, preis-

gegeben unsicheren Elementen der Eingeborenen. Nach reiflicher Überlegung beantwortete ich die Bitten der Leidenburger Heidenchristen mit nein. Aber sie wurden immer wieder erneuert.

Eines Nachts hatte ich einen merkwürdigen Traum. Der meuchlings erschossene Missionar Heese erschien mir, und ich hatte mit ihm eine tiefernste Unterredung über den Mord auf der Landstraße. Dann erwachte ich. — Am frühen Morgen pochte jemand stark an meine Tür. Ein europäisch gekleideter Eingeborner trat ein, Hut und Wanderstab in der Hand. „Ich bin der Missionsgehilfe von Leidenburg!" sprach er. „Komm herüber und hilf uns!" Und der Mann verstand so herzbeweglich zu bitten, daß ich mit einem: Ich komme! antwortete. Darauf ging ich ins Nebenzimmer und teilte den Entschluß meiner Frau mit. Sie antwortete gar nichts. Hatte sie es doch im Missionsdienste längst gelernt, auf das eigene Wünschen und Wollen zu verzichten und die Pflicht in den Vordergrund zu stellen.

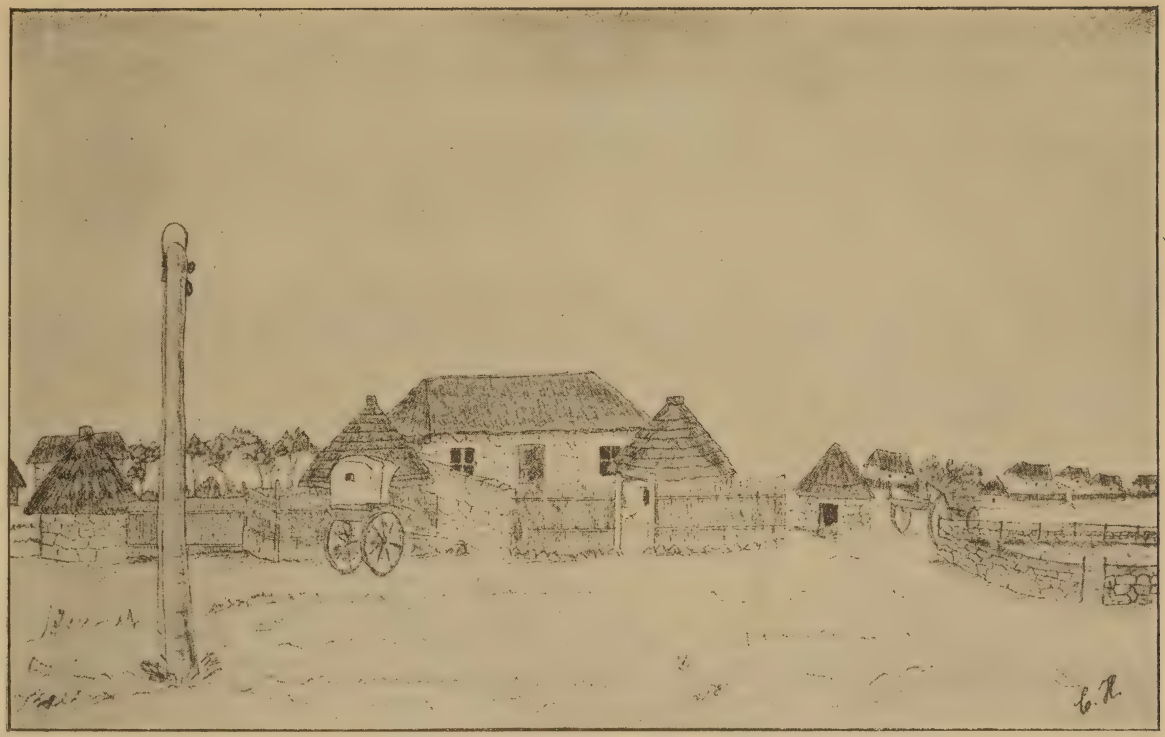
Es vergingen noch mehrere Wochen, bis das Gefährt des Häuptlings erschien, eine zweirädrige, verdeckte Karre. Der braune Kutscher war bis an die Zähne bewaffnet. Gefolgt von drei schwerbewaffneten braunen Reitern, hielt die Karre vor unserm Hause in Arkona. Was bedeuten denn die scharfen Waffen?" fragte ich die Ankömmlinge. „Herr!" sprachen sie, „der christliche Häuptling, dem wir dienen, hat es uns ans Herz gelegt, Euer Leben zu beschützen! Wir reisen durch das Gebiet fremder Stämme und durch eine Gegend, da sich Burentruppen aufhalten. Wider die Buren stehen wir in Waffen. Werdet Ihr in unserer Gesellschaft angetroffen, so geltet Ihr als einer der Unsern. Wir haben eine ernste Verantwortung und müssen trachten, Euer Leben zu bewahren! Doch werden wir alles tun, einen Zusammenstoß zu vermeiden!" — Als wir am nächsten Morgen um die erste Wegecke bogen, schaute ich noch einmal zurück. Die aufgehende Sonne überstrahlte goldig das traute Pfarrhaus von Arkona. In der Tür standen mein Weib und Kind. Es war mir, als grüßte ich sie zum letzten Mal. Aber mich rief die Pflicht. „Die getrost dem Feind entgegengehn!" war meine Losung. „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren!" Drum vorwärts!

Nach zweiundeinerhalben Stunde erreichten wir die Nachbarstation Lobethal. „Nimm dich der Meinen an, wenn mir ein Unfall

begegnen sollte!“ bat ich Missionar Trümpelmann. Gegen Abend des zweiten Reisetages sahen wir zwei Eingeborenenfrauen vor uns auf dem Wege. Es waren Christen; das bewies ihre Kleidung. Als sie das Pferdegetrappel hörten, schauten sie sich entsetzt um: „O Gott, ein Weißer!“ Dann flohen sie erschreckt in die Büsche. Wir waren in eine Gegend gekommen, wo häufig Burenpatrouillen erschienen. Deshalb verließen wir schnell die Landstraße und eilten durch Busch und hohes Gras hinüber nach einem hohen Berge, der weit über die anderen emporragte. Auf diesem Berge hatte sich eine kleine Christengemeinde niedergelassen. In Friedenszeiten wohnten sie in der Ebene. Aber durch den Krieg war es da sehr unsicher geworden. Dagegen bot der Berg Schutz gegen eine feindliche Überrumpelung, weil er mit dichtem Steingeröll besät war. Wir verließen die Karre, und ich ritt in Begleitung des Kutschers auf schmalem Pfade den Berg hinan. Plötzlich sahen uns die Bewohner desselben. Meinen Begleiter erkennend, riefen sie vom Berge herab: „Halt, wen bringst du da?“ „Einen Seelsorger!“ lautete die Antwort. „Es ist wohl ein Engländer?“ „Nein, ein deutscher Mann!“ „Ein Deutscher? Das ist unmöglich! O a aketscha! du sprichst nicht die Wahrheit! Denn die deutschen Missionare sind ja aus dem Lande gejagt!“ „Ruri ki volela therescho! Wirklich, ich sage die Wahrheit! Es ist ein deutscher Missionar und obenein einer unserer Berliner Missionare! Fragt ihn selbst! Er wird euch in eurer Muttersprache Antwort geben!“ Nun war der Bann gebrochen, und allgemeine Freude brach hervor. Die Leute kamen mir entgegen. „O, Herr! wie danken wir Euch, daß Ihr allen Gefahren zum Trotz Euch unserer erbarmt habt!“ riefen sie aus. Sie faßten meine Hände. Mit Jauchzen führten sie mich den Berg hinan. Die größte ihrer Nothütten, ein starker Felssteinbau mit Grasdach, wurde mir als Schlafstätte angewiesen. Nachdem sich der Jubel gelegt, suchte ich, in die Hütte hineinkriechend, mein Lager auf, eine an der Erde ausgebreitete Strohmatte. Zwei bärtige Krieger, Gewehr im Arm, folgten mir. „Was wollt ihr?“ fragte ich. „Herr, Euern Schlaf bewachen! Wir handeln im Auftrag unsers christlichen Häuptlings. Kein Unfall darf Euch begegnen; wir haben die Verantwortung übernommen.“ — Der Tag graute. Vor meiner Tür erhob sich vierstimmiger Gesang. Tlischang tebocho

Modimong ka moka ba phelang: Nun danket all' und bringet Ehr', ihr Christen in der Welt! Feierlich klang es in die Morgenluft hinaus. Man brachte mir ein Ständchen. — Tagsüber hielt ich Versammlungen und Gottesdienste. Die Beteiligung war eine allgemeine.

Am zweiten Tage reisten wir weiter. Unser Weg führte über Steingeröll hinab ins Tal. Dort erwartete mich die Karre. Im scharfen Trab ging es von dannen. Am Nachmittag erreichten wir die Außenstation Metsipula. Sie lag in einem von hohen Bergen eingeschlossenen Tal. Ringsum auf den Höhen standen die Wachtposten der Eingebornen. Der christliche Häuptling, welcher mich hatte holen lassen, trat mir grüßend entgegen. Es war eine schlanke Gestalt mit wallendem Federbusch auf dem Hute. Er führte mich zur Kapelle, einem aus Ziegelsteinen errichteten Gebäude unter kühlem Grasdach. In der Sakristei wies er mir eine harte Bank. „Dein Lager!" sprach er. Aber auf den Bänken der Kapelle lagen zehn schwerbewaffnete Krieger. „Was wollt ihr hier?" fragte ich. „Herr! Wir sind zu Eurem persönlichen Schutz kommandiert!" lautete die Antwort. „Ist denn das so nötig?" forschte ich weiter. Sie bejahten. „Herr!" sagten sie, „Ihr vergeßt, daß wir uns mit den Buren im Kriege befinden. Die Möglichkeit ist vorhanden, daß ein nächtlicher Überfall stattfindet. Finden Euch unsere Feinde in der Niederlassung, so geltet Ihr als einer der Unseren und erhaltet keinen Pardon." — Die Sonne war untergegangen und die kurze afrikanische Dämmerung hereingebrochen. Ich beabsichtigte, mich draußen in der Abendkühle ein wenig zu ergehen, und trat zur Tür. „Herr, bleibt im Hause!" baten die Krieger, „denn im Zwielicht sind Burenpatrouillen zu fürchten. Setzt nicht Euer Leben leichtsinnig aufs Spiel! Stößt Euch ein Unfall zu, so fordert der christliche Häuptling Euer Blut von unsern Händen." — Der folgende Tag war ein Sonntag. Christen und Heiden eilten in Scharen zu den Gottesdiensten und folgten mit gespannter Aufmerksamkeit meiner Predigt. Am Montag reisten wir unter Anführung des Häuptlings nach Leidenburg weiter. Der Weg führte über die von den Buren gefährdeten Berge. Deshalb sandte der Häuptling hundert Mann voraus. In langen Postenketten standen sie rechts und links vom Wege auf den Höhen, und wir zogen unge-



Das Haus des christlichen Häuptlings.

hindert hindurch. Ich dachte an die Möglichkeit eines Zusammenstoßes der Eingeborenen mit den Buren. Mir war der Gedanke schrecklich, daß vielleicht um meinetwillen Blut fließen möchte. Und doch war die Begleitung der Eingeborenen den Engländern gegenüber der beste Beweis, daß ich kein Burenspion sei. Selbst wenn ich die Absicht gehabt hätte, mit diesen ihren Feinden in Verbindung zu treten, so war die Ausführung derselben durch die begleitenden braunen Krieger unmöglich gemacht. Aber die Buren ließen sich auf unserm Wege überhaupt gar nicht sehen. Sie wußten es vielleicht, daß ein deutscher Mann auf seelsorgerischem Gange hindurchziehe, und blieben deshalb fern. Gegen Abend erreichten wir die Missionsstation. Dort wartete meiner ein großartiger Empfang. Männer, Frauen und Kinder kamen uns in hellen Haufen entgegen. Ein stattlicher Zug ordnete sich. Voran der Häuptling mit wallendem Federbusch auf dem Hute. Hinter ihm seine Reiter. Dann folgte mein Wagen und dahinter die große Schar der Eingeborenenchristen.

Wir hielten vor dem Häuptlingshause, einem starken Felssteingebäude mit Strohdach und kleinen Fenstern. Eine hohe Tür führte ins Innere, das ursprünglich offenbar aus einem einzigen Raume bestanden hatte. Damit ich aber ein eigenes Zimmer vorfinde, hatte mein Gastgeber von einem seiner Untertanen eine Ziegelsteinwand mit unverschließbarer Tür aufführen lassen. Der enge Raum war mit Bett, Tisch, Stuhl und Harmonium ausgerüstet. Des Häuptlings Schwester erhielt Auftrag, fortan für mich zu kochen. Es gab Kartoffeln, Reis, frisches Gemüse, frisches Fleisch, lauter Dinge, die ich mit meiner Familie dahinten in der Heidenwüste während des langen Krieges längst entbehren gelernt hatte. Doch am Tage meiner Ankunft ließ mich der Häuptling nicht lange allein in meinem Zimmer. „Komm!“ bat er, „laß uns im Gebet dem Herrn danken! Er hat uns trotz Krieg und Kriegsgeschrei einen Seelsorger gesandt. Dafür sind wir ihm Dank schuldig.“ Ich nahm am langen Tisch des Häuptlingszimmers Platz, neben mir der braune Herrscher. Ringsum saßen die Großen des Stammes auf Bänken und Stühlen. Die gewöhnlichen Untertanen hockten auf der Erde; vor der Tür saßen die Heiden. Wir sangen das Lied: Lobe den Herrn! Darauf hielt ich eine Andacht und schloß mit dem gewünschten Dankgebet. — Es

waren einige Heidenchristen unter den Teilnehmern, deren Wandel oft des alten Seelsorgers Mißbilligung gefunden hatte. Heute saßen sie in der großen Versammlung und gaben ihrer Freude Ausdruck, daß Gott der Herr sich erbarmt und ihnen und ihren Familien einen Gottesknecht gesandt hatte. Der Hunger nach Wort und Sakrament offenbarte sich auf allen meinen Wegen, so oft ich in den nächstfolgenden Wochen durch die Gemeinde schritt. Hier zeigte sichs deutlich: des alten Missionars Bauling Arbeit war nicht vergeblich gewesen, so oft er auch hatte über mancherlei Sündenfälle seufzen müssen. In einer Zeit, da „Gottes Wort teuer im Lande" war, hatten seine Gemeindeglieder nach „Speise" geschrieen und keine Kosten, keine Mühen, nicht Weg noch Steg gescheut, bis sie einen Mann gefunden, der ihnen „das Brot brechen", das Lebenswasser reichen konnte. Mir kam der Vers in den Sinn:

„Und der Sohn der Wüste kniet
Dürstend an der Lebensquelle"!

Ich war in eine reiche Arbeit gekommen. Wochenlang schaffte ich vom Morgen bis zum Abend in der Schule, im Konfirmandenunterricht, unter den Taufbewerbern, in der Gemeinde. Dann taufte ich die Kinder, konfirmierte die Jugend, segnete die Ehen christlich ein, hielt Gottesdienste, feierte das heilige Abendmahl unter allgemeiner Beteiligung der Gemeinde.

Eines Spätnachmittags kam ich von einem seelsorgerischen Gange heim. Vor der Tür des Häuptlings stand ein Weißer in Khakiuniform, einen Sack tragend. Der Mann fragte in englischer Sprache, ob er Eier kaufen könne. Mir fiel die unmilitärische Haltung dieses Soldaten auf. Es war ein Burenspion; wir wußten es nur nicht. — Der Abend brach herein. Ich hatte mir aus dem verlassenen Missionshause ein Buch geholt und saß nun in der Häuptlingsstube lesend am Tisch. Einige Krieger leisteten mir Gesellschaft, die Leibgardisten des braunen Fürsten. Mitternacht war schon nahe, da zog ich mich in mein Zimmer zurück. Aber kein Schlaf wollte in meine Augen kommen. Rasende Zahnschmerzen hatten mich befallen. Mein Zimmer hatte keine Decke, und so konnte ich wahrnehmen, wie nebenan das Licht erlosch. Bald hörte ich auch die Atemzüge der schlafenden Krieger. — Es mochte gegen zwei Uhr morgens sein, das ganze

Dorf lag in tiefster Ruhe. Da — was war das? Ein furchtbarer Knall hinterm Hause! Was geht vor? Wer schießt da? Draußen, unter dem Fenster stand ein Bur und versuchte, uns mit einer Handbombe in die Luft zu sprengen! Es mißlang. Da sprang der Häuptling mit dem Gewehr in der Faust vor die Tür. Er ahnte noch nichts von der Gefahr, sondern vermutete, daß seine jungen Leute sich törichte Scherze erlaubten. Freilich wußte er noch nicht, daß die Pflichtvergessenen in dieser Nacht gar nicht auf Posten ausgezogen waren. Über den Hof schreitend, gelangte er ins Tor der Männer, den freien Platz, wo die Ratssitzungen stattzufinden pflegten. Bei meiner Reisekarre standen dunkle Gestalten. Der Häuptling bemerkte zu seinem Erstaunen, daß sie dabei waren, das Karrenzelt loszutrennen. Noch immer in dem Wahn, daß er es mit seinen eigenen Leuten zu tun habe, schritt er auf sie zu. Eben will er seine Stimme zum Tadel erheben, — da erkennt er im fahlen Mondschein weiße Angesichter! „O Gott! Wir sind ja von Buren überrumpelt!" Doch sie haben seine Annäherung auch schon wahrgenommen und donnern ihm jetzt ein „Hands up!" entgegen. Eiligst macht er kehrt und flieht. Hatte er doch von seinen Feinden keine Gnade zu erwarten. Nun schießen sie hinter ihm her. Salve auf Salve knattert ihm aus den Mausergewehren nach. Doch keine Kugel trifft den Fliehenden. Er springt in den Hof. Salve auf Salve folgt seinen Schritten. Gott der Herr bewahrt den Mann; er bleibt unverletzt und entkommt ins Haus. Krachend fliegt die Tür hinter ihm ins Schloß. Aber nun werden wir mit einem Hagel von Kugeln überschüttet. Hui, wie die Geschosse pfiffen und zischten! Piff! paff! schlugen sie ins Haus. Ting! tang! zersprangen die Tassen und Teller auf dem Tisch in Scherben. Klirr! klirr! gingen die Fensterscheiben der Hinterwand in Trümmer. Dort flogen die Kugeln wieder hinaus. So ohrenbetäubend war das Geknatter der Gewehre, das Geräusch der zerbrechenden Gegenstände, daß ich nicht festzustellen vermochte, wie weit die Angreifer eigentlich schon vorgedrungen waren, und nahm an, daß sie bereits in der Häuptlingsstube seien und dort alles niederknallten. Daher befahl ich meine Seele ihrem Schöpfer und wartete auf den Augenblick, da die Buren auch durch meine nur angelehnte Tür dringen und mich über den Haufen schießen würden. Da! — die Tür geht

auf! — „Herr! Nun befehle ich meinen Geist in deine Hände!“ — — Aber — siehe da — der Hereinstürmende schießt ja nicht! — Nein! — Was hindert ihn denn? — Da höre ich's! — Er zittert! — er bebt am ganzen Leib! Ich höre es ganz deutlich, wie seine Zähne aufeinander klappern! Ich höre es, wie sein Blut — das süße Leben — auf die Erde rieselt! — Sofort begriff ich: ein Schwerverwundeter suchte Zuflucht in meiner Kammer. Ob weiß, ob schwarz, du bist selbst ein Kind des Todes, du tust mir nichts mehr! war mein nächster Gedanke. Plötzlich verstummt das Geknatter der Gewehre. Draußen erschallen Hurrarufe. Die Buren haben den Aufschrei des Verwundeten auch gehört und jubilieren, weil sie den Häuptling tödlich getroffen wähnten. Ihr Hurrarufen zeigt mir aber auch zugleich an, von welchem Punkte aus wir beschossen werden. Die Angreifer standen unweit meines Fensters. Und gleich hinter den Scheiben stand mein Bett. Nur ein einziger Schuß durch dieselben. — und meinem Leben wäre ein Ziel gesetzt gewesen. Einige Minuten lang hörte ich jetzt, wie die Buren draußen die erbeuteten Rinder zusammentrieben. Rinder zu erbeuten war jedenfalls der Hauptzweck des Überfalls gewesen. Sie hatten in ihren Berglagern nichts zu essen gehabt und litten Hunger. Doch siehe da — im nächsten Augenblick erhob sich ein ungestümer Kampf. Denn aus allen Teilen des Eingeborenendorfes eilten Krieger herbei, Christen und Heiden, ihren Häuptling herauszuhauen. Wild wogte das Ringen hin und her. Laute Kampfesrufe ertönten in Eingeborenensprache, Holländisch und Englisch. Die Buren bedienten sich meistens des Englischen, wohl um ihre Gegner zu täuschen. Da — horch! Das ist der Ruf eines Buren: „Laßt uns ihre Häuser in Brand stecken!“ Aber gleich hinterher die Antwort, der Gegenruf eines wackeren Burenkommandanten: „Keine Häuser in Brand stecken! Wir kämpfen mit Männern und nicht mit Frauen und Kindern!“ Da — wieder ein Ruf; es ist kein Ruf, es ist ein Jammern, offenbar die Stimme eines Burenjünglings: „Onkel! Onkel! Wie kommen wir hier wieder heraus?“ schreit er. Und eine bärbeißige Stimme gibt die Antwort: „Stürme, Junge!“ — „Vorwärts! Vorwärts!“ tönt's dann wieder. — Ein junger Bur hatte sich einen erbeuteten Sattel um die Schultern gebunden. Da erhält er einen Schuß ins Schulterblatt. Das Gewehr entfällt seiner Hand.

Ein Eingeborener springt, hoch die Streitaxt schwingend, auf ihn zu. Der Verwundete faßt ihn bei der Kehle und zerrt ihn nach seinem Gewehr. „Wart ein wenig, Junge!“ schreit er und will seine Schußwaffe von der Erde aufleſen. Aber die Streitaxt wartet nicht, ſauſend fällt ſie auf den Schädel des Gegners nieder. Er ſtürzt und iſt eine Leiche. — Noch immer wogt der Kampf hin und her. Da ſtürmt abermals ein Mann in mein Zimmer. Er ſtellt ſich ans Fenſter und erhebt das Gewehr zum Schuß. Ich reiße ihn zurück. „Nicht ſchießen, man zündet uns das Haus über dem Kopfe an!“ bat ich. Aber er faßt mich bei den Schultern, drückt mich aufs Bett zurück und flüſtert beruhigend: „rovala moruti! = ſchlaf, Lehrer!“ Dann ſtellt er ſich wieder ans Fenſter, erhebt ſein Gewehr. Da reiße ich ihn abermals zurück: „Nicht ſchießen, bitte, man ſteckt das Haus in Brand!“ Und wieder faßt mich der Mann bei den Schultern, drückt mich aufs Kiſſen und ſpricht: „rovala moruti!“ Es war ein Unterhäuptling, vom Oberhäuptling zu meinem perſönlichen Schutz geſandt mit der Weiſung, nicht aus dem Fenſter zu ſchießen, es ſei denn, die Angreifer ſtürmen das Haus. Unterdeſſen wogte draußen der Streit hin und her. Endlich werden die Buren geworfen. Das Schießen entfernt ſich mehr und mehr. Noch einige vereinzelte Schüſſe! Dann wird's ganz ſtille.

Am andern Morgen traten drei bewaffnete Heidenchriſten an mein Bett. Als ſie mich erblicken, reißen ſie vor Verwunderung die Augen weit auf. „Wie, Herr! Ihr lebt noch?“ fragten ſie. „Man hatte uns geſagt, Ihr ſeid gefallen! Andere ſagten, man habe Euch in die Gefangenſchaft geſchleppt! Herr! wißt, wenn Ihr heute noch Atem holt, ſo verdankt Ihr es der ganz beſondern Gnade Gottes! Denn um dieſes Haus wurde gekämpft!“

„Mein erſt Gefühl ſei Preis und Dank,
„Erhebe Gott, o Seele!
„Der Herr hört deinen Lobgeſang.
„Lobſing ihm, meine Seele!

ſang ich an dieſem Morgen. Und noch nie iſt dies Lied ſo tief aus meinem Herzen gekommen, wie in jener Stunde.

Mein nächſter Gang war nach dem Schlachtfelde. Dort fand ich Gelegenheit, die Haltung unſerer Heidenchriſten nach dem Gefecht

zu beobachten. Ein junger Bur lag erschlagen am Boden, noch im Tode wie ein Held anzuschauen. Er trug ärmliche Kleidung, Stiefel, aber keine Strümpfe, abgetragene Beinkleider, zwei alte Jacken, aber kein Hemd. Ringsum im Kreise standen Heidenchristen, Männer und Frauen, mit ernsten Angesichtern. Ich vernahm aus ihrem Munde kein Wort des Spottes über die armselige Kleidung des Toten, kein Wort des Triumphes oder gar Hohn über den gefallenen Feind. Nein, nur Klagen über den elenden Krieg wurden laut: „Seht, den armen Menschen, der auch eine Mutter gehabt! Sie schaut nach ihm aus, und er kehrt nimmer wieder! O, wann wird das schreckliche Blutvergießen aufhören!“ — Man darf ja gewiß von Christen fordern, daß sie keinen Spott mit der Leiche eines Feindes treiben. Und dennoch ist jenen Heidenchristen ihre ernste Haltung hoch anzurechnen. Waren sie doch vor wenigen Jahren noch grausame Heiden, die das Fleisch gefallener Feinde — mit Rindfleisch vermischt — in der „Mahlzeit der Adler“ verzehrten, sich dadurch ihre Kraft anzueignen. Vor 15 bis 20 Jahren pflegten die Stämme der „Wildböcke“ und „Büffel“ des Holzbuschgebirges noch die Sitte, den im Kampf gefallenen Gegnern die Köpfe vom Rumpf zu trennen, unter wildem Kriegsgeheul auf den Lanzenspitzen nach Hause zu tragen und auf die Pallisaden zu spießen. Die Mission hat nicht vergeblich an den Eingeborenen gearbeitet. Christenkrieger ehren den gefallenen Feind, weichen zurück vor der Majestät des Todes. Das ist auch eine herrliche Frucht der Mission.

Nach einigen Wochen begab ich mich auf die Heimreise. Der Häuptling und seine Krieger geleiteten mich einige Tagereisen weit. Als wir wieder nach Metsipula gekommen waren, wurde mir der Unsicherheit halber nicht mehr gestattet, in der Kapelle zu schlafen. „Wir müssen dafür Sorge tragen, daß des Missionars Leben erhalten bleibt,“ sprach der Häuptling und ließ mir das Nachtlager, eine harte Bank, hinter die Felssteinschanzen tragen. Dort lag ich, umgeben von den auf der Erde schlafenden Kriegern. Im weitern Verlauf der Reise schlief ich bald in einer Hütte, bald im Freien unter dem blinkenden Sternenzelt, aber immer umringt von den braunen Kriegern. So sorgte der christliche Häuptling für meine Sicherheit. Als wir endlich in neutrales Gebiet gekommen waren, kehrte der braune Herrscher mit

seinem Heerhaufen nach Hause zurück. Ich setzte meinen Weg in Begleitung des Kutschers und eines Berittenen weiter fort.

In Lobethal angelangt, sah ich zwei junge Burschen meiner Station daherschreiten. Sie überreichten dem Missionar Trümpelmann einen Brief. Nachdem er die Handschrift gesehen, gab er mir den Brief mit den Worten: „An meine Adresse gerichtet, aber für dich bestimmt!" Es war ein Brief meiner Frau. Hastig öffnete ich den Umschlag und las folgende Zeilen: „Bitte, suchen Sie doch meinen Mann; er ist nicht wiedergekehrt! Sollte ihm ein Unfall begegnet sein?" — In Eile fütterten wir die beiden Maultiere und das Reitpferd. Dann ging es, so schnell die ermüdeten Tiere noch laufen konnten, nach Arkona weiter, der Reiter auf weißem Pferde voran. — Die Sonne war schon untergegangen. Meine Frau stand mit unserm Söhnchen vor der Tür. Da, — was ist das? Ein Reiter! Ein Eingeborener zu Pferde? Das ist ein Eilbote! O Gott, welche Botschaft wird er bringen? Er kommt allein! — Da winkt der Reiter mit dem Hut. — „O Gott! Eile doch, Bote! Was bringst du für eine Botschaft?" — Ehe er das Haus erreicht, vergehen noch einige Minuten. Aber es ist der harrenden Missionarsfrau, als wäre es eine Stunde, bis der Reiter herankommt. Er winkt noch einmal. Dann hält er vor dem Hause und springt ermattet von dem müden Schimmel. Aber das Angesicht des Boten leuchtet. „O e tla! = Er kommt gleich!" spricht er. — „Er kommt? Kind, der Vater lebt!" Der Missionarsfrau ist es, als erwache sie aus einem langen, schweren Traum. „Er lebt! Er kommt! O Gott, wie danke ich Dir!" — — Eine halbe Stunde später traf ich bei tiefer Dunkelheit in Arkona ein. Welch ein Wiedersehen!

Die Christen meiner Gemeinde kamen am anderen Tage herbei mit Lob und Dank gegen Gott, der ihren Seelsorger behütet und gesund heimgeführt hatte. Aber durch ganz Sekukunisland ging es wie ein Rauschen. Von Christenstadt zu Christenstadt, von Heidendorf zu Heidendorf pflanzte sich die Botschaft fort: „Madoisch a sa phela! = Die Deutschen leben noch!" das sollte heißen: Die deutsche Mission hat noch nicht abgewirtschaftet, wie behauptet wurde, sondern blüht mehr als je! Dieser deutsche Missionar — das Wort ging von Mund zu Munde — hat unter Gottes besonderem Schutz

gestanden! Kein Engländer krümmte ihm ein Haar! Die Buren hielt Gott zurück! Madoisch a tla phela! = Die Deutschen werden weiter leben! — Also nicht vergeblich gearbeitet!

Zwei Jahre waren ins Land gegangen. Es herrschte längst Friede in Transvaal. Wir waren von Arkona versetzt, und ich verwaltete zeitweilig die Missionsstation in der Residenzstadt Pretoria. Eines Tages saß ich in meiner Studierstube bei ernster Arbeit. Da pocht es. Ein brauner Christ, ein bärtiger Mann, tritt ein und spricht: „E sche Morena! = Da ist der Herr!" was ins Deutsche übertragen „Guten Tag" bedeutet. Ich warf die Feder weg und eilte dem Besucher entgegen. War es doch jener Unterhäuptling, der in der Gefechtsnacht mit dem Gewehr in der Faust zu meinem Schutz am Fenster meines Zimmers gestanden. In seiner Begleitung befand sich ein achtzehnjähriger Jüngling, sein Sohn. „Junge!" sprach der Alte, „sieh dir diesen weißen Mann an! Das ist unser Seelsorger. In schwerer Zeit hat er sein Leben in die Hand genommen und ist nach Leidenburg gekommen, uns zu helfen! Junge, wenn dein Vater heute noch lebt, so verdankt er es diesem weißen Manne! Denn Gott der Herr wollte diesen Missionar am Leben erhalten; deshalb behütete er uns alle, die wir mit ihm im Hause waren!" — — —

Jahre sind vergangen. Mein Arbeitsfeld ist jetzt Mphome-Kratzenstein in den Holzbuschbergen Nord-Transvaals. Neue Eindrücke sind über mir dahin gerauscht. Aber alle meine Erfahrungen — die alten und die neuen — haben mir das Eine deutlich bewiesen, daß das Werk der Mission nicht vergeblich ist in dem Herrn!

„Auf, laßt uns Zion bauen
Mit fröhlichem Vertrauen,
Die schöne Gottesstadt!
Wenn wir ans Werk erst gehen,
Wird sie bald fertig stehen.
Wohl dem, der mitgebauet hat!"

10. 12. 09. Ernst Röttger's Buchdruckerei (Edm. Pillardy) Cassel.

Buchhandlung der Berliner evang. Missionsgesellschaft
Berlin NO. 43, Georgenkirchstraße 70.

Missionar **C. Hoffmann:**

Was der afrikanische Grossvater seinen Enkeln erzählt.

66 S. 8°. 1.— M., geb. 1.50 M.

Der Verfasser, der in Nordtransvaal als Missionar arbeitet, bietet uns in diesem Büchlein Fabeln und Märchen, wie sie unter dem Volke der Sotho (gewöhnlich Bassuto genannt) seit alters überliefert worden sind. Sie berühren sich in manchen Zügen mit unsern deutschen Fabeln und Märchen; sonst aber muten sie uns Europäer recht fremdartig an; das macht sie aber gerade interessant. Wir tun durch dieselben einen Einblick in die Denk- und Anschauungsweise der heidnischen Eingeborenen. — Als Schmuck des hübsch ausgestatteten Büchleins dient eine Anzahl launiger Zeichnungen von der Hand des Verfassers. — Besonders die Jugend wird sich an diesen Fabeln und Märchen ergötzen.

Der Sohn der Wüste.

64 S. 8°. Eleg. kart. 1.— M.

Schilderung des Lebensganges eines nordtransvaalschen heidnischen Eingeborenen vom Mutterschoß bis zum Grabe; keine Phantasie, sondern lebenswahre Wirklichkeit. Eine Anzahl Zeichnungen von der Hand des Verfassers suchen das Erzählte auch im Bilde zu veranschaulichen.

Am Hofe der Büffel.

Schilderungen aus dem
Leben einer afrikanischen Fürstenfamilie in Transvaal.

Mit neun Federzeichnungen.

72 S. 8°. Elegant kart. 1.— M.

Wieder ein interessantes Büchlein aus der Hand des nun schon bekannten Verfassers! Es führt uns in neun Kapiteln anschaulich ein in das Leben eines Stammes der Sotho, der nach seinem Wappentier sich „Die Büffel" nennt. Das Schlußkapitel schildert, wie auch bei den „Büffeln" schließlich das Evangelium Eingang gefunden, das allein die armen Heiden aus ihrem Elend zur Ruhe und zum Frieden führen kann. — Zur Erhöhung der Anschaulichkeit ist jedem Kapitel des Büchleins eine Federzeichnung von der Hand des Verfassers beigegeben.

Neue Missionsschriften.

No.	1.	Wie die Heidenchristen beten.	10 Pf.
„	2.	Seliges Sterben.	10 „
„	3.	Steine und Dornen.	10 „
„	4.	Petrus van Wyk.	10 „
„	5.	Ein Sonntag in Medingen.	10 „
„	6.	Unterwegs im deutschen Benalande.	10 „
„	7.	Die Mission unter den Owambo.	10 „
„	8.	Martha oder: Der Kampf des Heidentums.	10 „
„	9.	Medingen.	15 „
„	10.	Khashane-Mamathepa.	10 „
„	11.	Jap Sewuschane.	10 „
„	12.	Allerlei aus China.	10 „
„	13.	Um eine Mädchenseele.	10 „
„	14.	Die Frauen Chinas.	10 „
„	15.	Ki-ma-tong.	10 „
„	16.	Auf den Diamantfeldern von Kimberley.	10 „
„	17.	Mphome.	10 „
„	18.	Eine Reise im Berliner Missionsgebiet in Südchina.	10 „
„	19.	Wie ein armer Bauernjunge ein Missionar geworden ist.	10 „
„	20.	Jakob Hudson Taylor.	15 „
„	21.	Die Familie Oppermann und ihr Werk.	20 „
„	22.	Die drei Bahnbrecher der evang. Mission in China.	15 „
„	23.	Salomo Koata.	10 „
„	24.	Sanguland.	15 „

Buchhandlung
der Berliner evangel. Missionsgesellschaft

Leipziger Buchbinderei-A. G.
vorm: Gustav Fritzsche